

Joachim Scharloth: 1968. Eine Kommunikationsgeschichte

München: Fink 2011, 476 S., ISBN 978-3-7705-5050-0, € 68,-

Wer über das Phänomen, das gemeinhin ‚68‘ genannt wird, redet oder schreibt, läuft schnell Gefahr, populäre (Medien-)Mythen zu übernehmen, den zahlreichen Erlebnisberichten von Zeitzeugen und Protagonisten der ‚Bewegung‘ allzu sehr zu vertrauen oder sich alleine durch den schillernden Begriff zu Fehlschlüssen auf die Sache verleiten zu lassen. Scheint doch schon die Chiffre, dieser deutliche Hinweis auf ein historisches Datum, jede weitere Klärung von Ort und Zeitpunkt der dadurch aufgerufenen Ereignisse obsolet zu machen: ‚68‘ fand eben 1968 statt, wann denn sonst? Diese verkürzende und sich in den Reigen von historischen Revolutionsdaten (1789, 1848 etc.) einreihende Chiffre ermöglicht die Mythenbildung um ‚68‘ und der „Mythos lässt aufgrund seiner dauerhaften Repräsentation die Einheit so disparater Dinge wie [Uschi] Obermeyers Busen, [Rudi] Dutschkes Marsch durch die Institutionen und kiffenden [sic] Kommunarden evident erscheinen. Er bietet zahlreiche Möglichkeiten zum Anschluss persönlicher Lebensgeschichten, lädt ein zur Identifikation mit ‚1968‘ und macht dadurch die Rede von einer 1968er-Generation erst möglich.“ (S.26) Von der Chiffre also zum Mythos und vom Mythos zur Generationenbildung - schon diese auf den Kopf gestellte Reihenfolge zeigt: Heute über ‚68‘ zu sprechen, bedeutet fast immer einer mehrschichtigen Konstruktion aufzusitzen. Historiker müssen hier wachsam sein.

Joachim Scharloth weicht diesen Fallstricken sehr aufmerksam aus; er grenzt sich explizit vom Mythos und der in der Literatur häufig anzutreffenden Vermi-

sung von analytischen und Akteurskategorien ab. (Vgl. S.24) Aus den genannten Gründen ist verlässliches Material selten, vor allem an fundierten empirischen Studien zur Bedeutung von ‚1968‘ fehle es. (Vgl. S.57) Diese Leerstelle zu füllen, tritt nun Scharloth mit seiner Kommunikationsgeschichte von ‚68‘ an, die performative Praktiken vor allem anhand eines Textkorpus aus Tonbandprotokollen und Flugblättern analysiert und für die Beurteilung der kulturellen und gesellschaftlichen Folgen von ‚68‘ fruchtbar zu machen versucht. Seine „Geschichte der 68-er Bewegung als Kommunikationsgeschichte“ will – eingedenk der oben genannten Fallstricke – gerade „keine Geschichte einer Zäsur, einer Stunde Null oder einer Zeitenwende“ sein, „sondern die Geschichte der Entstehung eines neuen kommunikativen Stils“. (S.446) Die sozialsymbolische Funktion und performative Kraft dieses neuen Stils habe sich im Prozess seiner Diffusion in die Mehrheitsgesellschaft verändert. Aus den spezifischen Kommunikationsbesonderheiten der ‚68-er resultiere zwar letztendlich die in heutigen Umgangsformen typische Kaschierung von Alters-, Geschlechts- und Statusspezifika; dies geschehe heute wie damals durch eine Inszenierung von Vertrautheit und Nähe, die Scharloth als „doing buddy“ bezeichnet. (S.383ff.) Dieser neue Verhaltensstandard der „Verkumpelung“, also der unterschiedslosen „Behandlung von Menschen als gute Bekannte“ (S.433) ist aber gerade nicht als einfache Übernahme von Kommunikationsformen zu verstehen: „Was im Alternativmilieu dem Ausdruck einer solidarischen Verbrüderung und einer andersartigen Mitmenschlichkeit zwischen freien Individuen dienen sollte, hat sich [...] zu einem neuen Verhaltensstandard entwickelt, dem diese sozialsymbolische Form nicht mehr eignet. Vielmehr ist das *doing buddy* zu einer neuen Form der Höflichkeit geworden, die sich nicht mehr in respektvoll-distanziertem Umgang, sondern in der Inszenierung von Vertrautheit ausdrückt.“ (S.434-435) Joachim Scharloths Studie vermag an dieser Stelle wie auch in den übrigen Kapiteln in vielerlei Hinsicht zu überzeugen. Dabei wird immer deutlich, dass „innerhalb der radikalen Linken keineswegs ein einheitlicher Kommunikationsstil gepflegt wurde. Vielmehr zeigt sich [...] eine erhebliche Kluft zwischen dem Sprachgebrauch im universitären linksintellektuellen Kontext einerseits und den Kommunen und subkulturellen Szenen andererseits.“ (S.293) Gerade die Verhaltens- und Kommunikationsformen in den Kommunen, die durch „ostentative Informalität und die Signalisierung intensiver emotionaler Beteiligung geprägt war[en]“ (S.372), sind es, die der Autor als einflussreich für einige der heutigen Standards, etwa des „doing buddy“, betrachtet. Scharloth legt auch hier großen Wert darauf, ‚68‘ nicht als einheitlichen Block zu verstehen, sondern das Phänomen bzw. die Phänomene in einem nicht nur zeitlich größeren Rahmen zu sehen. Aus der Entwicklung vom ersten Sit-in im Audimax der Freien Universität Berlin im Juni 1966 bis zur Selbstauflösung des Sozialistischen Deutschen Studentebundes (SDS) 1970 ergibt sich für Scharloths Studie, dass die Jahre zwischen 1965 und 1970 im Zentrum der Untersuchung stehen müssen (S.31f.) und grosso modo Kommunikationsformen bis in die 80er Jahre untersucht werden. (Vgl. S.28)

Aus diesem nachvollziehbaren Blickwinkel erscheint ‚68‘ als mehr oder weniger beständiges Netzwerk von unterschiedlichen Gruppierungen, die über einen mehr oder weniger definierbaren Zeitraum mehr oder weniger kooperiert haben.

Umso verwunderlicher ist es dann, dass einerseits die Kommunarden als stilbildend für Entwicklungen des kommunikativen Mainstream und des kulturellen Wandels bis in die heutige Zeit ausgemacht werden, andererseits aber Ereignisse rund um die (politische) Studentenbewegung den Beginn des untersuchten Zeitraums markieren. Zwischen den Kommunikationsstilen von politisierten Studenten und Kommunarden, also zwischen dem „intellektuell-avantgardistischen Stil“ und dem „hedonistischen Selbstverwirklichungsstil“ (S.268-347) zieht Scharloth zu Recht eine scharfe Grenze. Hier drängt sich nun die Frage auf, ob man dann nicht auch *vor* ‚68‘ einen ähnlichen langen Zeitraum zumindest etwas genauer in den Blick hätte nehmen müssen, wie es Scharloth für die Zeit *danach* tut. Dann wäre die Perspektive der Kommunikation in Jugend- und Subkulturen stärker ins Zentrum gerückt. Erst am Ende seiner Untersuchung zählt Scharloth andere, mögliche Einflüsse auf die Kommunikations- und Kulturgeschichte der Bundesrepublik neben ‚68‘ auf, unter anderem „die Entstehung einer eigenständigen Jugendkultur seit Ende der 50er Jahre mit eigenen sprachlichen Ausdrucksweisen, aus denen sich der hedonistische Selbstverwirklichungsstil teilweise speiste.“ (S.444) Dem kann man nur zustimmen. Zum Beispiel speiste sich der hedonistische Selbstverwirklichungsstil in den Kommunen mit hoher Wahrscheinlichkeit unter anderem auch aus den Ausdrucks- und Verhaltensweisen der von Boulevardmedien und dem wohlstandigen Bürgertum seinerzeit so bezeichneten Gammler, einer zahlenmäßig kleinen und vor allem auf Großstädte begrenzten Ansammlung von rebellischen Jungarbeitern, Heimkindern, Schulschwänzern und Reisenden auf dem ‚hippie trail‘ in den frühen sechziger Jahren – übrigens eine internationale Erscheinung. Die vorliegende Studie hätte eine Betrachtung der Vorgeschichte von ‚68‘ unter diesem jugendkulturellen Aspekt sicherlich bereichert. Die Frage ist freilich, ob die Quellenlage hier günstig wäre - für eine empirische Untersuchung wahrscheinlich nicht. Dafür liegen aber singuläre Quellen vor, die man exemplarisch hätte heranziehen können: Zum Beispiel Peter Fleischmanns Dokumentarfilm „Herbst der Gammler“ mit Aufnahmen der Münchner „Gammler“-Szene aus dem Herbst 1966, ein bedeutendes Stück deutscher Filmgeschichte. Hier gibt es einige, auch kommunikationsstilistisch interessante Szenen, die an die Kommunarden von ‚68‘ erinnern.

So verdienstvoll, souverän und erhellend Scharloths Studie ansonsten ist, ein etwas schaler Beigeschmack bleibt: Indem er die jugend- und subkulturelle Vorgeschichte weitestgehend ausblendet, setzt er 1967/1968 nolens volens als Nullpunkt einer Bewegung und schreibt auf diese Weise dann doch ein klein wenig mit am großen, selbstgefälligen Zeitzeugen-Mythos von ‚68‘.

Stefan Hoffmann (Mannheim)